

(Nachdruck verboten.)

16]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Jurgis hatte jetzt wochenlang selten mehr als zwei Stunden Arbeit auf seinem Konto stehen — das heißt fünf- unddreißig Cent. Manche Tage waren es weniger, einige Male hatte er gar keinen Verdienst. Der gewöhnliche Dienst dauerte sechs Stunden den Tag, das bedeutete für Jurgis sechs Dollar die Woche. Und diese sechs Stunden mußten abgearbeitet werden, nachdem sie bis ein Uhr oder selbst bis drei oder vier Uhr bei den Schlachtbänken gestanden hatten. Möglicherweise kam noch ganz spät am Tage eine Ladung Vieh, welche die Männer besorgen mußten, ehe sie heimgingen. Sie arbeiteten oft bei elektrischem Licht bis neun oder zehn Uhr nachts, ja bis zwölf oder ein Uhr, ohne die geringste Pause zu haben, ohne einen Gappen zu essen. Die Männer hingen sozusagen von der Gnade des Viehes ab. Manches Mal wurden die Verkäufer heimtückisch hingehalten und, um wohlfeiler kaufen zu können, taten die Käufer, als ob ihnen nichts an dem Handel läge; dann konnten sie ihren Preis stellen. Aus leicht erkennbaren Gründen waren die Futterpreise in den Höfen höher als die Marktpreise, und eigenes Futter durfte nicht mitgebracht werden. Wenn dann noch eine Anzahl Wagen für die letzten Stunden des Tages angekündigt waren und die Pachherren den Handel noch abschlossen, falls sie billige Preise gestellt bekamen, dann trat die eiserne Vorschrist in Funktion, nach der alles Vieh an demselben Tage getötet werden mußte, an dem es gekauft war. Dagegen war nichts zu machen. Eine Arbeiterabordnung nach der anderen wurde wegen dieser Vorschrist nach den Pachherren geschickt, bekam aber stets dieselbe Antwort, die Vorschrist bestehe zu recht und an eine Aenderung sei nicht zu denken. So arbeitete Jurgis am Weihnachtsabend bis fast ein Uhr morgens, und am Weihnachtstag war er bis sieben Uhr an den Fleischbänken. Das war hart, und doch war es noch nicht das Schlimmste; für all die harte Arbeit, welche ein Mann tat, wurde er nur teilweise bezahlt.

Jurgis hatte einst zu denen gehört, die schon bei dem Gedanken, daß solche großen Establishments betrügen könnten, in Zorn geraten waren, — jetzt erfaßte er die bittere Ironie der Tatsache, daß gerade ihre Größe sie befähigte, sogar straflos zu betrügen zu können.

Eine andere der Vorschriften an den Schlachtbänken ging dahin, daß ein Mann, der eine Minute zu spät kam, mit dem Verlust einer Stunde bestraft wurde. Das war ökonomisch, denn der Mann mußte die Stunde trotzdem abarbeiten — er durfte nicht etwa umherstehen und warten. Wenn aber ein Arbeiter vor der Zeit kam, so wurde er dafür nicht bezahlt, obwohl die Aufseher oft zehn oder fünfzehn Minuten vor dem Pfeifen die Leute hineinriefen. Und dieser selbe Brauch kam auch am Ende des Tages zur Anwendung. Die Pachherren bezahlten nie für die Ueberschreitung einer Stunde — für sogenannte „angebrochene Zeit“. Ein Mann mochte volle 50 Minuten nacharbeiten, war dann keine Arbeit mehr da, um die Stunde voll zu machen, so erhielt er keine Zahlung. So bedeutete Anfang und Ende jedes Tages eine Art Lotterie — ein Kampf, nur daß es nie zum offenen Kriege der Aufseher mit den Arbeitern kam. Die einen versuchten, eine Arbeit rasch zu Ende zu bringen, die anderen, sie hinzuziehen.

Jurgis tadelte die Aufseher deshalb, obwohl es in Wahrheit nicht immer ihre Schuld war. Die Pachherren hielten sie in steter Furcht vor der Entlassung, und wenn einer von ihnen in Gefahr schwebte, hinter dem verlangten Pensum zurückzubleiben — wie konnte er sich da leichter retten, als daß er die Männer „für die Kirche“ arbeiten ließ. Es lag eine wichtige Anspielung in den Worten: „für die Kirche“ — der alte Jones gab viel Geld aus für Missionen und derartige Dinge, und wenn die Pachherren etwas besonders Gemeines ausgeheckt hatten, so nickten die Arbeiter einander zu und sagten: „Jetzt arbeiten wir für die Kirche!“

Nach allen diesen Erfahrungen war Jurgis nicht mehr entsetzt, wenn er die Männer vom Streit für ihre Rechte sprechen hörte. Er fühlte die Lust zum Streiten jetzt selbst, und als der Abgesandte der Fleischergewerkschaft zum zweiten-

mal zu ihm kam, empfing er ihn in veränderter Stimmung. Jetzt schien es ihm eine herrliche Idee zu sein, daß die Männer vereinigt in der Lage waren, die Pachherren zu stellen, ja zu besiegen! Jurgis dachte voller Ehrfurcht darüber nach, wer wohl diesen großen Gedanken zuerst gehabt hatte. Als ihm erzählt wurde, daß solch eine Vereinigung etwas ganz Alltägliches in Amerika sei, bekam er dadurch die erste Vorstellung von der Bedeutung der Bezeichnung: „Ein freies Land“. Der Abgesandte erklärte ihm, wieviel davon abhinge, daß jeder Mann sich der Organisation anschliesse, und Jurgis erklärte dann auch seine Bereitwilligkeit, beizutreten. Einen Monat später hatten alle Mitglieder seiner Familie Verbandskarten und trugen ihre Verbandszeichen mit Stolz. Während einer Woche waren sie vollkommen glücklich in der Ueberzeugung, daß die Zugehörigkeit zur Gewerkschaft ein Ende aller ihrer Leiden bedeute. Aber schon zehn Tage nach ihrem Eintritt schloß Marijas Büchsenfabrik ihre Pforten. Der Schlag drückte sie nieder. Sie verstanden nicht, warum die Gewerkschaft das nicht verhindert hatte, und zum erstenmal wohnten sie einer Versammlung bei. Marija erhob sich und redete. Es war eine Geschäftsversammlung, und es wurde englisch verhandelt; das aber hielt Marija nicht ab. Sie redete tapfer alles heraus, was sie auf dem Herzen hatte, alles Klopfen des Vorsitzenden, der Aufrühr und die Verwirrung im Saale konnten sie nicht daran hindern. Ganz abgesehen von ihren eigenen Leiden, kostete es in ihr vor Zorn über die allgemeine Ungerechtigkeit. Sie sagte, was sie von den Pachherren und was sie von einer Welt dachte, in der derartige Dinge erlaubt waren. Und als die Wände der Halle noch von ihrer Stimme wiederhallten, setzte sie sich nieder und säufelte sich. Dann erst trat die Versammlung zusammen, um über die Wahl eines Sekretärs zu beraten.

Auch Jurgis hatte ein Abenteuer, als er zum erstenmal eine Gewerkschaftsversammlung besuchte; aber er hatte dieses Abenteuer nicht selbst herausbeschrieben. Er kam mit dem Wunsche, sich in irgend eine Ecke zu drücken und von dort aus der Verhandlung zuzuhören. Aber seine stille und andächtige Aufmerksamkeit stempelte ihn gerade zum Opferlamm: Tommy Finnegan, ein kleiner Zrländer, mit runden, starren Augen und einem wilden Ausdruck, ein „Aufzieher“ oder Helfer seines Zeichens und arg heruntergekommen, wurde auf ihn aufmerksam. In längst vergangener Zeit hatte Tommy böse Erfahrungen gemacht, und diese Last drückte ihn noch immer. Den Rest seines Lebens hatte er nichts weiter getan, als zu versuchen, sein Unglück anderen verständlich zu machen. Wenn er sprach, faßte er sein Opfer beim Knopfloch und schob sein Gesicht immer näher und näher dem anderen entgegen. Das hatte aber eine unangenehme Folge, weil seine Zähne so schlecht waren. Jurgis berührte das ja nicht, aber er war erschrocken. Tommys Thema behandelte die Methode der Unternehmungen der höheren Intelligenzen, und er wünschte herauszubekommen, ob Jurgis jemals die Erfahrung gemacht habe, daß die Darstellung der Dinge in ihrer jetzigen Gestalt von einem höheren Standpunkte aus nicht absolut unverständlich bleiben könne. Es gab sicher wunderbare Geheimnisse in der Entwicklung all dieser Dinge. Dabei wurde Mr. Finnegan vertraulich und erzählte von seinen eigenen Entdeckungen. „Ob Ihr wohl jemals etwas mit „shperrits“*) zu tun gehabt hat?“

*) Er meinte wahrscheinlich „Spiritisten“.

Dabei sah er auch fragend auf Jurgis, welcher den Kopf schüttelte. „Tut nichts, tut nichts,“ fuhr der andere fort, „aber ihre Einflüsse mögen auf Dich wirken. Es ist so, wie ich sage, sie haben den meisten Einfluß auf die nächste Umgebung der Mächtigen: Es ist mir in meiner Jugend gestattet gewesen, mit „shperrits“ bekannt zu werden.“ Und Tommy fuhr fort, sein System der Philosophie zu erläutern, während der Schweiß auf Jurgis Stirn trat, so groß war seine Erregung und seine Verlegenheit. Endlich kam ein Mann, der seine peinliche Lage bemerkte, herüber, um ihn zu befreien.

Aber es dauerte lange, ehe er jemanden fand, der ihn aufklärte, und seine Furcht, der seltsame kleine Mann könnte ihn wieder festhalten, war groß genug, um ihn den ganzen Abend planlos hin und her zu treiben.

Er veräumte sich nun an keine Versammlung. Er hatte einige Worte Englisch aufgeschnappt, und seine Freunde halfen ihm zum weiteren Verständnis. Sie waren oft recht stürmisch, diese Versammlungen. Sechs Männer sprachen auf einmal und in verschiedenen Dialekten. Alle aber sprachen verzweifelt ernsthaft; Jurgis war ebenfalls ernsthaft, denn er begriff, daß von einem Kampf die Rede war, und zwar von seinem Kampf. Seit der Zeit seiner Enttäuschung hatte Jurgis geschworen, keinem Menschen, außer seiner Familie mehr zu trauen. Hier aber entdeckte er Brüder und Verbündete im Leid. Die einzige Hoffnung aller bestand in der Gewerkschaft, und der Kampf ward ihnen so zu einer Art Kreuzzug. Jurgis war immer ein Mitglied der Kirche gewesen, weil sich das so gehörte, aber die Kirche hatte ihn nie tiefer berührt; das überließ er den Frauen. Hier aber bot sich ihm eine neue Religion, eine, die ihn ergriff und jede Faser an ihm erregte. Mit all dem Eifer und dem Fanatismus des neu gewonnenen Mitgliedes ging er als Missionar hinaus. Es gab noch viele Nichtgewerkschaftler unter den Litauern, und diesen predigte er, rang mit ihnen und bat sie, um sie zum wahren Recht zu führen. Zuweilen wollten sie widerpenstig sein und weigerten sich selbst, ihn anzuhören, und Jurgis war — ach — nicht immer geduldig. Er vergaß, wie blind er selbst gewesen war, vor kurzer Zeit noch — er machte es wie alle Kreuzfahrer seit dem ersten Kreuzzuge, als sie das Evangelium der Bruderliebe mit der Gewalt des Schwertes verbreiten wollten.

9.

Eine der ersten Folgen der Aufklärungen in der Gewerkschaft bestand bei Jurgis in dem Wunsche Englisch zu lernen. Er wollte verstehen, was in den Versammlungen vorging, um teil daran nehmen zu können. Er begann aufzuhören und einzelne Worte aufzulesen. Die Kinder, welche in der Schule schnell Englisch lernten, lehrten ihn einige Vokabeln, und ein Freund ließ ihm ein Buch, in dem ebenfalls englische Vokabeln enthalten waren. Da las sie ihm vor. Nun wurde Jurgis traurig, daß er nicht lesen konnte, und als er später im Winter hörte, daß es eine freie Nachtschule gab, ging er hin und schrieb sich ein. Jeden Abend nach der Arbeit wanderte er nach der Schule; er ging, wenn er auch nur eine halbe Stunde übrig hatte. Sie lehrten ihn Englisch lesen und sprechen, und wenn er nur Zeit gehabt hätte, würden sie ihn noch mehr gelehrt haben.

Aber noch eine andere große Veränderung rief die Gewerkschaft bei Jurgis hervor. Er begann der Politik Aufmerksamkeit zu schenken. Er wurde Demokrat. Die Gewerkschaft stellte einen kleinen Staat dar, eine Miniatur-Republik. Die Angelegenheiten des Verbandes waren die von jedermann, und jedermann durfte sein Wort dazu hergeben. Mit anderen Worten, Jurgis lernte über Politik sprechen. Dort, von wo er gekommen war, gab es keine Politik — in Rußland hielt man die Regierung für eine Plage wie Bliz und Hagel.

„Bück Dich, Brüderchen, bück Dich!“ flüsterten die alten Bauern untereinander. „Bück Dich, Bruder! Alles geht vorüber.“

Und als Jurgis nach Amerika gekommen war, hatte er anfangs geglaubt, da wäre es ebenso. Er hatte sagen hören, es wäre ein freies Land, aber was bedeutete das? Er fand, daß hier, ebenso wie in Rußland, reiche Leute waren, denen alles gehörte, und wenn ein Armer keine Arbeit hatte, tat der Hunger ihm hier ebenso weh wie dort.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Barometer.

Von Michèle Savry. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Kaum erwacht, warf Maxime Garnier einen Blick nach dem Kamin, wie um sich zu vergewissern, daß der Barometer, den er am Abend vorher dort aufgestellt, über Nacht seinen Platz nicht verändert hätte. Einen Moment liebte er ihn mit einem zugleich zärtlichen und unruhigen Blick. Das Instrument stökte ihm eine Art bewundernder Furcht ein. Von seinem Bette aus konnte er die kleine Nadel nicht sehen. Worauf mochte sie wohl zeigen? Würde heute schönes Wetter sein?

Das war die Frage, welche Garnier sich jeden Sonntagmorgen stellte. Die ganze Woche hindurch mußte er schwer arbeiten. Kein Wunder, daß der Sonntag für ihn ein Feiertag war, ein Tag, an dem man zu seiner Erholung und Zerstreuung etwas unternehmen muß.

Er blinzelte mit den Augen, öffnete sie weit, suchte seine Brille, fand sie aber nicht. Eine Weile schwankte er zwischen der Alternative, ob er seine Frau rufen oder aufstehen und selbst das kleine Instrument holen sollte. Endlich entschloß er sich zu letzterem, sprang aus seinem Bett, ergriff den Barometer und legte sich ebenso schnell wieder hin.

Bequem ausgestreckt, hielt er sich den Apparat dicht vor die Augen. Die Nadel zeigte auf „Veränderlich“.

„Oh!“ rief Garnier enttäuscht. „Das ist unmöglich! Bei einem solchen Himmel muß es unbedingt schönes Wetter sein!“

Und er wünschte: Möchte es doch heute schönes Wetter sein!

Was sollte sonst aus ihrem Plan werden, dem Frühstück in Meudon in der Jasminlaube des kleinen Restaurants, das wegen seines Rautenfrühsaffees weit und breit berühmt war? Das wäre ja entsetzlich! Herr Garnier liebte nämlich Landpartien leidenschaftlich, aber ebenso heiß war auch sein Abscheu vor Regen, und als eine der schlimmsten Erinnerungen seines Lebens bewahrte er die an einen Platzregen mitten im Walde von St. Cloud, gerade als sie ihre Vorräte auf dem Rasen ausgepackt hatten.

Möchte es doch heute schönes Wetter sein! wiederholte er inbrünstig.

Dann versank er in Nachdenken.

Wenn es wirklich schönes Wetter bliebe, hatte der Barometer ja falsch prophezeit? Das war aber auch nicht gut, weil dann seine Frau wieder einmal recht behielt. Seine Frau hatte ihm diese unniße Ausgabe schon des öfteren vorgeworfen und behauptet, der Apparat taue doch zu nichts. Das wäre ein gesundes Pressen für sie, wenn sie höhnen könnte: „Ich hatte es Dir ja gleich gesagt: diese Dinger gehen niemals. Wenn Du auf mich gehört hättest!“

Er stellte den Barometer auf den Nachttisch. Madame Garnier brachte ihm das Frühstück: Schokolade und Hörnchen, ein Luxus, den sie sich nur des Sonntags gestatten durften.

„Nimm das weg!“ sagte sie, mit dem Kopf auf den Wetterpropheten deutend. „Wohin soll ich denn das Tablett stellen?“

Hastig nahm Garnier den Barometer vom Nachttisch und, unschlüssig, was damit anfangen, legte er ihn auf die Decke neben sich.

„Das Wetter läßt sich ja schön an,“ sagte Madame Garnier, die sich auf ihre meteorologischen Kenntnisse viel einbildete. „Wir haben Glück.“

„Ja,“ erwiderte er ausweichend, „vorausgesetzt, daß es so bleibt.“ Und mechanisch sah er auf den Barometer.

„Du zweifelst daran?“ fragte sie kampfbereit. „Was prophezeit denn Dein Apparat?“

Schweigend reichte er ihr ihn.

„Was beweist das?“ entgegnete sie mit der Logik der Frauen, die trotzdem recht haben wollen.

Und da Garnier schwieg, fuhr sie fort: „Wenn Du meinem Rate folgst, brechen wir um 10 Uhr auf. Ich gehe jedenfalls mich anziehen.“

Damit erhob sie sich und ging zur Tür, aber bevor sie dieselbe öffnete, warf sie ihm einen herausfordernden Blick zu und sagte: „Du weißt, ich nehme meine Federboa und meine gelben Schuhe. Wenn es regnen sollte — um so schlimmer!“

Krachend fiel die Tür hinter ihr ins Schloß. Ohne es sich zu gestehen, fühlte Garnier sich bedrückt, beunruhigt. Er wunderte sich über sich selbst. Der Sonntag war für ihn sonst ein Tag ungetriebener Zufriedenheit gewesen. Wenn es an einem solchen Tage wirklich einmal schon am Morgen geregnet hatte, hatte Garnier, voll rosenrotem Optimismus, nicht daran gezweifelt, daß das Wetter sich doch noch auflären würde, und diese Hoffnung, die bisweilen freilich enttäuscht wurde, erhielt ihn bei guter Laune, indem sie ihn auf das Gesehmisvolle, das Unbekannte spekulieren ließ.

Uebrigens dieses „Veränderlich“ war ja auch etwas Unbekanntes. Und dann im Grunde genommen war es doch besser, daß man getoart war: man wußte wenigstens, woran man sich zu halten hatte.

Aber alle Vermutungsgründe, durch die er sich selbst Mut einzuführen versuchte, vermochten nicht seine Unruhe zu zerstreuen, und während er sich ankleidete, schleuderte er dem Barometer einen fast feindlichen Blick zu.

Seine Frau wartete schon auf ihn. Feisch und strahlend in ihrer duftigen Frühjahrs-toilette, hatte sie noch, gleichsam als stumme Herausforderung, einen Battistomenschirm in der Hand.

Im Entree reichte sie ihrem Gatten seinen Spazierstock. Nach sekundlangem Zögern nahm er ihn, aber schon im nächsten Augenblick zürnte er sich deshalb, weil sich darin ein Mangel an Vertrauen zu dem Barometer dokumentierte. Wozu sich umiit der Gefahr ausesetzen, durchnäht zu werden?

Auf dem Weg zum Bahnhof plapperte Madame Garnier unaufhörlich: „Du wirst sehen, es wird schönes Wetter bleiben, ich täusche mich nie! Erinnerst Du Dich noch an den Platzregen von St. Cloud? Ich hatte ihn vorausgesagt, aber Du wolltest mir ja nicht glauben.“ Und ohne Uebergang einen anderen Gesprächsstoff anschlagend:

„Wenn wir in Meudon nur noch Platz bekommen! — Ach! wie freue ich mich darauf, im Walde zu liegen und nach den Baumkronen emporzuschauen!“

Ihr Gatte schüttelte skeptisch den Kopf. Am Himmel zeigten sich einzelne weiße Wölkchen. Für ihn unterlag es keinem Zweifel, daß es regnen würde. Und obgleich nicht das geringste Anzeichen eines nahenden Unwetters zu konstatieren war, fühlte er sich nervös, ge-

reizt, wie an brühdenden Sommertagen, wenn sich langsam, langsam ein Gewitter zusammenzieht. Seine Nervosität nahm derartig zu, daß er im Geheimen wünschte, es möchte sofort regnen, nur damit seine gespannten Nerven zur Ruhe kämen.

Von dieser Furcht, diesem geheimen Verlangen gefoltert, hatte er keine rechte Freude an dem lachenden Sonnenschein, an den heiteren Landschaftsbildern, die sich vom Coupéfenster aus vor ihm entrollten.

Seine Unruhe schwand ein wenig, als er in Meudon in „ihrer“ Jasminlaube saß und der Kellner ihnen das appetitlich duftende Kaninchenfrilassé serviert hatte. Und dennoch — war es Einbildung oder Tatsache? — Das Gericht schmeckte ihm heute weniger gut als gewöhnlich. Doch der kräftige Weißwein, von dem er haftig einige Gläser hinuntergoß, versetzte ihn in andere Stimmung: er begann wieder zu hoffen.

Madame Garnier versuchte nicht beim Dessert zu sagen: „Na, wenn wir nun auf Deinen dummen Barometer gehört hätten?“

Aber da sie von der frischen Luft und ein wenig auch vom Wein berauscht war, sagte sie das gutmütig, ohne jede Schärfe.

Beide Arme auf den Tisch gestützt, die Gesichter dicht beieinander, plauderten sie, ohne an Ort und Zeit zu denken. Madame war es, die sich zuerst erhob.

„Und jetzt in den Wald!“

Sie gingen ins Haus, um die Rechnung zu begleichen und ihre Mäntel zu nehmen. Als sie ins Freie traten, war die Sonne verschwunden und schwarze, dicke Wolken ballten sich unheilverkündend zusammen. Kaum im Walde angelangt, begannen große Tropfen zu fallen.

„Wir werden vielleicht gut tun, irgendwo Unterschlupf zu suchen?“ schlug Garnier vor.

Sie näherten sich einer Köhlerhütte, deren geschwärzte Wände sie durch die Bäume schimmern sahen. Eine gastfreundliche alte Frau lud sie ein, näherzutreten, und hinter den vom Regen getrockneten Scheiben wohnten sie dem schönsten Platzregen bei.

Madame Garnier war äußerst pikiert darüber, daß ihre Wetterprognose falsch gewesen war, bemühte sich aber trotzdem zu scherzen.

„Wenigstens können wir doch sagen, wir haben etwas genossen, was im Programm unserer Landpartie nicht vorgesehen war!“

„Nicht vorgesehen? Von Dir vielleicht nicht, aber von mir!“ dachte Garnier melancholisch.

Obgleich seine Nervenpannung nachgelassen hatte, war er doch nicht glücklich. Er hatte jetzt die Gewißheit, daß sein Barometer ihn in den Stand setzte, jederzeit das Wetter vorauszuwissen. Und das betrübte ihn. Ging ihm doch damit das Vergnügen verlustig, das er früher beim Hoffen auf einen Witterungswechsel empfunden hatte. In Zukunft würde er an einem bewölkten Himmel nicht mehr auf die Sonne warten, und das schöne Wetter würde für ihn nicht mehr den Reiz des Unvorhergesehenen haben.

Der Regen hatte nachgelassen, die beiden Touristen machten sich auf den Heimweg.

Nach Hause zurückgekehrt, konsultierte Madame seinen Barometer: er stand immer noch auf „Veränderlich“.

„Wah! Eine Probe beweist noch nichts! Vielleicht zeigt er trotzdem nicht richtig?“ dachte er.

Aber am nächsten Morgen stand die Nadel auf „Schönes Wetter“, und Garnier raste innerlich, als er in sein Bureau ging.

Nachdem er ihn einige Wochen beobachtet hatte, mußte er sich schließlich davon überzeugen, daß der Optiker ihn nicht betrogen hatte: der Barometer war von einer grausamen Genauigkeit. Ihn ekelte davor. Am liebsten hätte er vergessen, daß er einen Barometer besaß, und dennoch trieb es ihn jeden Morgen an den Namin, den Apparat zu befragen.

Er haßte ihn schließlich derart, daß er im geheimen wünschte, er möchte sich doch nur ein einziges Mal irren oder das Mädchen möchte ihn in seiner Abwesenheit fallen lassen.

„Weißt Du, was ich an Deiner Stelle mit dem Barometer machen würde?“ sagte eines Tages seine Frau.

„Nun?“ fragte er gespannt, zu allen Schandtatzen bereit.

„Ich würde ihn Tante Sophie zum Geburtstag schenken. Schon lange wünscht sie sich einen, aber es ist ein Traum, den sie niemals verwirklichen wird, weil sie sich eine solche Luxusausgabe nicht leisten kann. Damit würde ein doppelter Zweck erfüllt: ihr bereitest Du eine Freude und Dir gibst Du Deine gute Laune wieder. Denn ich sehe es wohl, seit dem Ankauf dieses garstigen Barometers bist Du nicht mehr glücklich. Wenn die Nadel auf „Regen“ steht, bist Du gereizt, nervös, und auch das schöne Wetter macht Dir keine Freude mehr, da Du es vorausgewußt hast.“

Entzückt pflichtete Garnier seiner Frau bei.

Zum erstenmal begriff er, welch' einen mächtigen Reiz das Geheimnisvolle, welch' starke Anziehungskraft das Unvorhergesehene auf den Menschen ausübt. Er segnete die weise Vorsehung, die dadurch, daß sie das Morgen in den Schleier des Unbekannten hüllte, unsere Enttäuschung verzögern, unsere Freude unberührt erhalten wollte. —

Kleines feuilleton.

e. s. Volkskunst. Das Museum für Volkstrachten hat, da die endgültigen Räume wohl erst nach Weihnachten fertiggestellt sein werden, eine provisorische Ausstellung einer Auswahl seiner besten

Stücke in der Hinzuziehung neuer Sachen veranfaßt (Mosterstraße 35, geöffnet 10—4). In einem kleinen Räume ist diese Sammlung untergebracht, die viel Sehenswertes birgt. Der Vorzug besteht gerade darin, daß nicht ein Allzubiell, eine langweilige Vollständigkeit hier, wie in manchen anderen Museen herrscht. Aus dem Nachteil, daß die Mittel nicht glänzende sind, ist ein Vorzug gemacht: es sind fast nur herborragende Stücke da, und dieses kleine Elitemuseum sollte namentlich von denen, die kunstgewerblich arbeiten, häufig besucht werden.

Den Mittelpunkt der Ausstellung bildet eine Auswahl von Modellhäusern, die die primitive Baukunst illustrieren, wie sie auf dem Lande herrscht. Vorbildlich insofern, als die notwendigen Faktoren und die Praxis so ungezungen berücksichtigt sind und auch das künstlerische in der Architektur zur Geltung kommt, in der Form einzelner Teile, vor allem in der Verwendung der Farbe in der Fassade. Da ist ein Bauernhaus aus Westfalen, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. 1700 steht über der Tür. Es steht in Nähe bei Osnabrück. Ein Lehmfachwerkbau mit Strohdach. Ein großer Raum in der Mitte. Das Haus vereinigt alles unter dem Dach, Wohnräume und Ställe, die sich um den freien Mittelraum gruppieren. Die Fassade hat bläuliche Tönung. Das Balkenwerk ist schwarz und grün. Ein alter Ueberrest aus der Heidenzeit zeigt sich in dem Pferdekopf auf dem Dache, dem Zio oder Zyr geheiligt. Wie winzig buckt sich neben diesem breiträumigen Weitz das kleine Fischerhaus, das unter seinem riesigen Strohdach, zum Schutz gegen den Sturm, fast im Erdboden verschwindet. Die Wärme wird hier zusammengehalten. Wenig Fenster, damit die Kälte nicht hereinbringt. Das Häuschen stammt aus Mönchagut auf Rügen. — Nach Heßen führt eine splendid angelegte Wassermühle. Aus roten Ziegeln gebaut, mit grauem Balkengerüß, macht sie einen reichen Eindruck. Die Fenster sind grün eingerahmt, ebenso sind die Türen grün. Ein Bauernhaus aus Heßen zeigt ein dunkelrotes Ziegeldach, dunkelgeschwärztes Balkenwerk. Die Lehmfassade ist in den oberen Teilen mit gemalten Blumen verziert, eine besonders eigenartige Zusammenstellung. Ein Haus aus der Nähe vom Berchtesgaden zeigt den oberbayerischen Typus. Es trägt die Jahreszahl 1670. Entsprechend den Gebirgsverhältnissen ist die Bauart verändert. Das Dach flach, damit der Wind keinen Widerstand findet; mit mächtigen Steinen beschwert, damit es nicht abgedeckt wird. Der untere Teil ist in Lehm aufgeführt, der obere in Holz. Besonders zierlich wirkt die Laube, die rings um das obere Stockwerk herumläuft, die oft Bemalung oder Schnitzwerk zeigt. — Einfach ist wieder der ostpreussische Typus. Eine Ark Blockhaus, ganz in Holz, mit Strohdach. Dieser beschriebenen Anlage entsprechend auch klein im Umfange. Einen wohlhabenderen Eindruck macht dagegen das Spreewaldhaus. Es hat geräumige Ausdehnung. Holzfassade, Strohdach. Die Fenster sind weißgerahmt. Die eigentümliche Besonderheit besteht hier speziell in der Bauart. Das ganze Haus ist gewissermaßen isoliert. Es ruht auf Steinblöden. Der Dach fließt dicht am Haus vorbei, eine kleine Brücke führt hinüber. In Ausdehnung wird diese Anordnung noch übertriffen von dem schleswig-holsteinischen Hof aus der Nähe vom Solum. Das große Einfahrtstor liegt nach der Straße. Die breite Diele bildet den Mittelraum, um den sich die anderen Räume gruppieren. Ein Ziegelbau mit Fachwerk.

Von den Möbeln sei besonders auf den ostfriesischen Schrank aufmerksam gemacht, dessen überaus zierliche Ornamentik stilisierte Blumen in feiner und zugleich strenger Anordnung zeigt, so daß immer der Flächeneindruck gewahrt bleibt. Die Schächer haben schöne Griffe in Herzform. Dann ist noch ein prächtiger Schrank aus dem Jahre 1575 da, breit ausladend. Die Fächer sind ganz verschieden angeordnet, so daß der Schrank gewissermaßen aus mehreren Einzelbehältern besteht. Die mannigfaltigen Trachten geben dem Ganzen einen farbigen Rahmen. Bunt und sinnvoll ist diese Formenwelt. Leuchtend sind die Farben, doch auch schwer und verhalten. Mit viel Verständnis ist das alles zusammengefügt. Besonders prächtig, beinahe phantastisch ist das Kostüm einer schlesischen Bäuerin, reich in schwarz und weiß, mit einem rotgelben Umschlagetuch. Eine herrliche Farbenstimmung zeigt ein heßisches Kostüm einer jungen Bäuerin in schwarzer und violetter Seide. An Farbenpracht weiteifert mit diesen Trachten die besondere Sammlung der Hauben, die prächtig in Gold- und Silbermustern leuchten, auf blauem Grund, mit violetten Bändern.

Reizvoll ist auch der Bauernschmuck, vor allem in den Formen reich und mannigfaltig. Wie auf ein Gewirz feinsten Filigransächden, die sich zu leichten Mustern verschlingen, Gold oder Silber, die bunten Steine aufgesetzt sind, das zeugt von sicherem Geschmack und lebendiger Anschauung.

Für den Architekten wie für den Kunstgewerbler ist diese Bauernkunst von erheblichem Werte. Aber auch der Laie wird hierbon Genuß haben. Jedes einzelne Ding wirkt formfüllig für sich und braucht keine nachhelfende historische Belehrung. Es ist traurig, daß in einer Zeit der unentwegten Denkmäler eine so wichtige Sammlung solch jämmerliches Unterkommen findet. —

— Eine gefährliche Theatervorstellung. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus Dortmund geschrieben: Der Direktor der Vereinigten Stadttheater Essen-Dortmund, Herr Gelling, der im nächsten Jahre die Leitung dieser Musentempel niederlegt, hat jetzt den Veruch gemacht, durch ein hinterlistiges Stückchen das schöne neue Dortmunder Stadttheater schönste zu entweihen. Herr Gelling trat nämlich — man denke! — wegen Veranstellung von Theatervorstellungen mit den Dortmund Gewerkschaften in Verbindung. Natürlich wußte dieser verlappte Sozialdemokrat ganz genau, daß ernsthaft christlichgesinnte Arbeiter sich hüten

Ein Theater zu besuchen, das, wie man jetzt noch auf dem Sittlichkeitskongress in Hannover gehört hat, so viele Gefahren birgt. Die kritischen Gewerkschaften reagieren denn auch nicht auf die Lodung des Volksführers, aber den vom sozialdemokratischen Geiste durchseuchten „freien“ Gewerkschaften, auf die das ganze Angebot ja auch berechnet war, war das ein „gefundenes Fressen“. In aller Heimlichkeit verabredete nun Herr Gelling mit den roten Umsturzlenten eine Arbeitervorstellung, für welche er den „freien“ Gewerkschaften zu ganz unglaublich niedrigen Preisen sämtliche Plätze des Stadttheaters zur Verfügung stellte, so daß für wenige Groschen sich selbst auf den ersten gepolsterten Plätzen in Logen und Speersitz, wo sich sonst die würdigsten Mitglieder der Dortmunder Hautebolee von des Tages Mühe und Arbeit ausruhen, vaterlandslöse Gefellen ohne Smoking hätten herumlegen können. Gätten Lönnen, — sage ich, wenn nämlich nicht der Dortmunder Magistrat gewesen wäre, der zum Glück für Dortmund und unser ganzes Vaterland noch rechtzeitig von einem waderen Zentrumsstadterordneten auf das frevelhafte Treiben des Herrn Gelling aufmerksam gemacht wurde. Und da zeigte es sich wieder einmal, wie sehr beim Abschluß von Verträgen, besonders bei Verträgen mit Theaterdirektoren, die doch meist nicht die sittliche Reife und Charakterfestigkeit besitzen, wie sie z. B. unser hochverehrter Kultusminister Herr v. Stadt von den Turnlehrern mit Recht verlangt, eine weise Vorsicht am Platze ist. Glücklicherweise enthielt der Vertrag mit dem Theaterdirektor Gelling einen Paragraphen, oder vielmehr gleich zwei, auf Grund deren der Dortmunder Magistrat die geplante „Arbeitervorstellung“ verbieten konnte. Der Vertrag enthält nämlich eine Bestimmung, wonach das Theater nicht bestimmten Gruppen oder Vereinigungen zur Verfügung gestellt werden dürfe; außerdem darf der Theaterdirektor nicht nach seinem Belieben das Theater zu Schundpreisen freigeben, sondern die Eintrittspreise sind vertragsmäßig festgelegt. So ist denn, dank der Weisheit des Dortmunder Magistrats, das Stadttheater der ehemals freien Reichs- und jetzt über alle Maßen haais- und königstreuen Stadt Dortmund der Gefahr einer sozialdemokratischen Masseninfektion mit knapper Not entgangen. Man sieht aber wieder einmal, wie unter dem Vorwand der Hebung der Volksbildung sogar städtische Theater, die unter behördlicher Oberaufsicht stehen, umfänglichsten Zwecken dienstbar gemacht werden sollen. In der „Arbeitervorstellung“ sollte nämlich nicht etwa dem richtig verstandenen Bildungsbedürfnis des arbeitenden Volkes entsprochen werden durch die Aufführung eines einwandfreien religiösen Stückes oder eines unter Herrscherhaus verherrlichenden Soldatenstückes, sondern es sollte Gebells „Maria Magdalena“ gegeben werden! Und dazu meinte selbst der im Theater wachende Feuerwehrmann, daß diese Stücke mit den Weisnamen, wie Salome und das andere Frauenzimmer, das nur einen losen Mantel anhatte und darunter ganz nackt war, immer unfittlich seien. Danken wir also unserem hochverehrten Magistrat für seine Wachsamkeit! Hoch! Hurra! Horridoh! —

Musik.

Romische Oper. Der französische Komponist Léon Delibes (1838—1891) singt, wie so viele auch heitere Komponisten Frankreichs, als Organist in einer Pariser Kirche an. Seit 1875 brachte er mehrere Operetten, später Romische Opern, unter deren „Der König hat's gesagt“ auch bei uns Anklang gefunden hat. Am beliebtesten wurde er durch seine Ballette, seit 1866; „Sylvia“ und ganz besonders „Coppélia“ gaben ihm den besonderen Ruhm eines Schöpfers von tanzartiger Musik im guten Sinne des Wortes. Dann brachte er noch kleinere Werke und war seit 1881 Kompositionsprofessor am Pariser Konservatorium. Verhältnismäßig wenig Anklang hat seine Romische Oper von 1888: „Lakmé“, gefunden. Sie arbeitet namentlich mit einem Hauch orientalischer Romantik, versteht es ganz wohl, lyrische Stimmung melodios wiederzugeben, erhebt sich aber weder zu einer kunsthöheren lyrischen Arbeit noch auch zu der Kunst, dramatische Wendungen nach als musikalische Hauptstücke vorzuführen. Immerhin kann man sich denken, daß ein Deutscher wie Robert Schumann, oder ein Franzose wie Bizet, dem Wohligen und Wohlgefälligen dieser Musik einige Anerkennung spendet hätte. Vorbeigelungen scheint uns z. B. ein gutgemeintes Duett im ersten Akte zu sein, in welchem die Tochter eines brahmanischen Priesters sich mit einem europäischen Eindringling, der sie liebt, zusammenfindet: sie singt mehr rezitativisch in exotischen Tongebilden, er singt europäische Dreiecktrivaltät; schließlich geht ihr Gesang einigermassen in die musikalische Art ihres Partners über, und so findet das einander Fremde die gemeinsame musikalische Pointe. Der Inhalt der Dichtung ergibt weiterhin das Bemühen des Priesters, den Eindringling zu finden und zu strafen. Er verkleidet sich als Bettler und läßt seine Tochter auf der Straße singen. Natürlich stellt sich auch bald der Gesuchte ein, gekennzeichnert durch den Eindruck seines Anblickes auf die Tochter. Ein Dolchstoß verwundet, tötet aber nicht. Zuletzt überrascht der Priester seine Tochter als Pflegerin des Verwundeten und sieht sie aus irgend einem bühnenmäßigen Grunde tot hinsinken.

Als am vorigen Sonnabend dieses Werk in unserer „Romischen Oper“ wieder aufgeführt wurde, fehlte ein Textbuch, das doch sonst allgemein als Verständnishülfe angeboten wird. Der Vermerk

auf dem Theaterzettel: „Neuingerichtet für die „Romische Oper“ von Maximilian Moris“, läßt vermuten, daß man in jener Beziehung kein gutes Gewissen hatte. Ein weit besseres konnte man diesmal in bezug auf die Ausstattung haben. Der orientalische Zauber des Stückes paßt zu den Absichten der dortigen Direktion vorzüglich. Namentlich der Aktvorbild im letzten Akt ist eine künstlerisch wertvolle Darstellung, ohne die kleinlichen Künstelungen, die doch auch diesmal wieder namentlich in den Volksszenen auftraten. Eine besondere Bürze war das Auftreten der vielgerühmten Tänzerin Ruth S. Denis. Sie führte im zweiten Akt eine Art Schlangentanz auf „Cobra“; d. h.: sie führte hauptsächlich mit ihren Armen und Händen Bewegungen aus, welche die von Schlangen veranschaulichten sollten. Dabei sprach ihr ganzer Körper so charakteristisch mit, daß wir hier weit mehr vor uns haben, als eine von jenen ornamentalen Tänzerinnen, wie sie auf dem gewöhnlichen Opernboden heimisch sind.

Die Sänger leisteten in der Hauptsache mehr, als bei einer Ablenkung der Aufmerksamkeit durch das Szenische und bei einer Ermüdung durch die ziemlich gleichförmige und weiche Musik zu erwarten war. Vor allem nennen wir den Bariton Franz Egenieff: er gab in der Rolle des Priesters Nilakanta, die nicht einmal besonders viel bietet, eine so passende dramatische Charakterisierung, daß man die kleinen Störungen seiner Stimme im Anfange rasch vergaß. In der Rolle der Priesterin Lakmé zeigte Hedwig Franzillo-Kaufmann, daß wir uns in der Anerkennung ihrer Künstlerkraft nicht getäuscht haben: sie entwickelt sich zu einer allerersten Gesangskünstlerin. Gerade in dieser Partie hat dies viel zu sagen. In mehreren kleineren Rollen waren zum Teil sehr tüchtige Kräfte ohne die Möglichkeit eines größeren Erfolges beschäftigt. Der Tenor Karl Pfann bedarf noch mancher Fortschritte. Woran die Einförmigkeit der Orchesterleitung lag, mögen andere sagen. — sz.

Humoristisches.

— Aus der „Jugend“. Nach beendeter Übung reitet ein Hauptmann an der Spitze seiner Kompanie vom Exerzierplatz stolz den Toren der schwäbischen Residenz zu. Plötzlich wird die Rosinante, die sonst an Sanftmut nichts zu wünschen übrig läßt, zum großen Erstaunen des Hauptmanns unruhig und beginnt, hauptsächlich mit der „Hinterhand“, die tollsten Sprünge auszuführen. Verwundert über das eigentümliche, ganz ungewohnte Gebaren des Rosses, wendet sich der Hauptmann an den Flügelmann der vordersten Sektion: „Grenadier Wörle, sehen Sie mal nach, was der Gaul hat!“ Jener besieht sich das Tier von allen Seiten und erwidert mit lauter Stimme: „Herr Hauptmann, 's hodt a Bied uff ihm!“ —

Notizen.

— Der Greifswalder Universitätsbibliothek ist eine Sammlung niederdeutscher (plattdeutscher) Werke angegliedert worden, die als die erste staatliche niederdeutsche Bibliothek anzupreisen ist. Ihr Zweck besteht in einer möglichst vollständigen Vereinhaltung der entsprechenden Schriften. Zu ihrem Ausbau hat das Kultusministerium 10 000 M. gegeben. —

— Die nächste Novität des Neuen Theaters, „Die Kondottieri“ von Rudolf Herzog, soll am Sonnabend, den 27. Oktober, in Szene gehen. —

— Verboten wurde wieder einmal die Aufführung eines Theaterstückes: „Das gelobte Land“, satirisches Lustspiel von Georg Sellert. Die Aufführung sollte am Stadttheater in Warmen stattfinden. Preußen ist ein gelobtes Land. —

— Die Freie Volkshühne in Wien wurde am Sonntag mit dem Andrejewschen Drama: „Zu den Sternen“ eröffnet. Die gedankenreiche Dichtung, in die auch die russische Revolution hineinspielt, fand bei würdiger Darstellung lebhaften Beifall. —

— Die Witwe Charles Gounods, des bekannten Komponisten, starb in Paris. —

— Der Kongress für Fremdenverkehr in Mailand beschloß, die Regierung zu ersuchen, eine Gesetzesvorlage für einen besseren und wirksameren Schutz des künstlerischen Vermögens sowie für die Erhaltung der mit der Geschichte, Literatur und Kunst Italiens zusammenhängenden Naturerscheinungen einzubringen. —

— Die letzten geologischen Forschungen über die Ursachen und Folgen des Erdbebens von San Francisco haben ergeben, daß die Ursprungsstelle nicht auf dem Lande, sondern wahrscheinlich an einem Punkte im Ozean lag. Diese Ansicht erhält durch den Bericht, daß eine dritte Insel in der St. John Bogoslowgruppe in der Behringstraße entstand, Bestätigung. In dieser Gruppe wurden bereits zweimal — im Jahre 1796 und im Jahre 1883 — Inseln geboren. —

— Die berühmten Automaten („Schreiber“, „Zeichner“, „Klavierpielerin“), Wunderwerke der Mechanik von Jaquet-Droz, Vater und Sohn in Neuenburg, sind für 75 000 Frank in den Besitz der historischen Gesellschaft in Neuenburg übergegangen. —